

Unverkäufliche Leseprobe



Eike Christian Hirsch
Ist das Deutsch oder kann das weg?
Schlimme Einfälle und schöne Reinfälle

2019. 156 S.
ISBN 978-3-406-74227-9

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/27940633>

© Verlag C.H.Beck oHG, München

«Wir lassen uns nicht mit einem vergifteten Köder über den Tisch ziehen», hat ein deutscher Politiker einmal verkündet. Das fällt dann doch auf. Aber wie kommt es nur zu solchen sprachlichen Unfällen? Eike Christian Hirsch schaut denen, die Deutsch sprechen, seit Jahrzehnten aufs Maul und hat in diesem Band wieder seine schönsten Beobachtungen und Funde versammelt. Er erklärt den Lesern, oder besser: den Lesenden, was er lustig fand und wie man es auch anders sagen könnte. So hören wir heute in jeder Arztpraxis: «Sie dürfen sich noch ins Wartezimmer setzen.» Echt jetzt – *dürfen* wir uns setzen, ist das eine großzügige Erlaubnis? Die Moderatorin wünscht uns «noch einen schönen Restsonntag», als sei der von der Resterampe. Geht's noch? Und Facebook versichert uns: «Deine Privatsphäre ist uns sehr wichtig.» Das hatte man sich beinah schon gedacht ...

Eike Christian Hirsch war Redakteur im Hörfunk des NDR. Einem breiten Leserkreis ist er durch seine Sprachglossen bekannt geworden, die im *Stern* erschienen. Bei C.H.Beck liegen von ihm vor: *Der Witzableiter oder Schule des Lachens* (⁴2016), *Gnadenlos gut. Ausflüge in das neue Deutsch* (⁴2009), *Deutsch kommt gut. Sprachvergnügen für Besserwisser* (²2009) und die Biographie *Der berühmte Herr Leibniz* (⁵2017).

Eike Christian Hirsch

Ist das Deutsch oder kann das weg?

*Die schönsten Einfälle
des neuen Deutsch*

C.H.Beck

Originalausgabe

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2019

www.chbeck.de

Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Umschlaggestaltung: Geviert, Grafik & Typografie,

Andrea Hollerieth, unter Verwendung eines Porträts des jungen

Goethe von Johann Ehrenfried Schumann nach Georg Melchior

Kraus, Goethe-Museum, Frankfurt a. M., © Bridgeman Images, Berlin

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 74227 9



klimaneutral produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

Inhalt

I. Lläuft bei dir

Ich darf ins Wartezimmer 9 – Geht's gut? Alles gut? 10 – Tut ganz schön weh 11 – Häme ausgekübelt 12 – Tiere bitte nicht diskriminieren 13 – Mit Gänsehaut und Schockstarre 14 – Restsonntag 16 – Das allgemeine Du 17 – Er besitzt große Schulden 18 – Die Farben können abweichen 20

II. Wörtlich betäubt

Dank dem Unwetter, das dafür sorgte ... 21 – Wie das Fräulein abgeschafft wurde 22 – Bürger*innenmeister*innen 23 – Welten, ein Paralleluniversum 25 – Nachwachsende Rohstoff-Experten 26 – DAS GROÖE ESZETT 28 – Hintergrund dieser Entwicklung ist ... 29 – Leipzig ist das neue Berlin 31 – Die Flüchtlinge sorgen mich 32 – Sehen, was einen Sinn macht 33

III. So was von Deutsch

Mir ist damit unwohl 35 – Die Kosten belasten wir Ihrem Konto 37 – Ein Algorithmus sorgt dafür 38 – Werbung, etwas übertreibend 40 – Eine Katastrophe wie vor drei Jahren verhindern 41 – Fünf Minuten Fahrplanabweichung 41 – Ein dickes Plus im Preis 43 – Stillen schon vor der Geburt 44 – Nicht die Sekunde null 45 – Wechsel der Perspektive 46

IV. Wie aus der Zeit gefallen

Bei Ausländern beliebte deutsche Wörter 48 – Ihre Privatsphäre war unsere höchste Priorität 49 – Von daher 51 – Sehen gelassen zu haben 52 – Wo ist bei der Zeit hinten? 53 – Hochgelobt oder hoch gelobt? 54 – Beides kann nicht wahr sein 56 – Deutsch-Englisch: Arm, Hand und Finger 57 – Trojaner und Lebensversicherung 60 – Stabiles Fahrwasser 62

V. Viel Luft nach oben

Glück und Glück 65 – Dem Affen eine Leiter hinstellen 66 – Die Bedarfe von Kindern 67 – Was mir als Fremdwort erschien 69 – Für den saudischen König gesperrt 71 – Das Fehlen von Liebe und Sinnlosigkeit 73 – Wir sollten los 74 – Falsche Bilder 75 – Sakrileg und sakrosankt 77 – Alles teilen, vor allem Fotos 78

VI. Wortsalat

Authentisch ist echter als echt 80 – Hinter verschlossenen Türen 81 – Amerikanische Redewendungen 82 – Wendungen, von uns selbst erfunden 84 – Vorbehaltlich einer diesbezüglichen Regelung 85 – Recht missverständlich: Common Sense 87 – Wegen meinem Unfall 88 – Warnen oder mahnen 90 – Das schönste deutsche Wort 92 – Noch mehr schönste Wörter 94

VII. Alles klar. Kein Problem

Sanktionieren 98 – Die Sonne ist schuld. Und der Computer 99 – Ich möchte: Wie ein Verb erfunden wurde 100 – Trennungsgerüchte von seiner Frau 101 – Bayern bei Masern spitze 103 – Doppelpunkt und Gedankenstrich 105 – Bestgehasst 106 – Kant's Werke 108 – Dem großen Adorno geschuldet 109 – Snob, eine irriige Erklärung 111

VIII. Echt jetzt?

Auf Nummer sicher gehen 113 – Adrenalin in seiner schärfsten Form 114 – Wir gucken auf Bayerns Sieg 115 – Sparen, sparen und sparen 117 – Überladen und angeschärft 118 – Sie drang und sie drängte 120 – Man, bei einigen unbeliebt 122 – Weniger als befürchtet 124 – Segel, aus Blättern gewoben 125 – Wenn sich die Schlagzeilen beißen 126

IX. Aus dem Wörtersee

Er dementiert, dass er dement ist 128 – Ich mag andere, geistreiche Menschen 129 – Alles klar? 130 – Lieber Herr Hirsch 131 – Okapi sind stark geschrumpft 132 – Beleidigt? Nichts weniger als das! 133 – Eine Kanzlerin, die Krise kann 135 – Anders ist besser 136 – Drei Männer ertranken. Eigentlich ist das verboten 138 – Geschleifte Bänke 139

X. Genau!

Kalifornien, ein Kalifat 141 – Der wahre Arbeitgeber 142 – Begriffe, die nach Namen heißen 144 – Was den Sprechenden nicht gut bekam 146 – Empathie und Frustration 148 – Menschen als Zahlen 149 – Ein Denkmal der Schande 150 – Verbrechen gegen die Menschheit 152 – Kindesmissbrauch 153 – Holocaust und Schoah, eine Wortgeschichte 154

I. Läuft bei dir

Ich darf ins Wartezimmer «Sie *dürfen* sich noch ins Wartezimmer setzen.» Das sagt heute die Arzthelferin. Nach meiner Erfahrung ist das absolut Standard und soll – natürlich – ganz nett wirken. Doch ich komme darüber ins Nachdenken. *Darf* ich mich setzen, ist das eine groherzige Erlaubnis? Ausnahmsweise?

Genau genommen «muss» ich ja noch warten. Das wäre dann keine Erlaubnis, sondern eine Anordnung. Oder, freundlicher gesagt, eine Bitte. Denn so ist es wohl gemeint: «Bitte setzen Sie sich noch ins Wartezimmer.» Aber «bitte» ist völlig out. Die gut geschulte Fachkraft könnte zu mir auch sagen: «Sie müssen sich leider noch ins Wartezimmer setzen.» Doch Zwang ist mega-out.

Was ist da schiefgelaufen? Warum ist diese Wendung «Sie dürfen» als Gipfel der Höflichkeit üblich geworden? Vielleicht ist sie ja nur eine Abwandlung von «Sie dürfen sich setzen», was man durchaus sinnvoll sagen kann, wenn man jemandem einen Stuhl anbietet. Vor allem, wenn man selbst dafür aufgestanden ist. Nur – passt sie für das Wartezimmer?

Hier werden vielleicht die Seiten verwechselt wie bei der üblichen Aufforderung: «Rufen Sie mich *gerne* an.» Auch das macht mich jedes Mal stutzig. Muss ich da *gern* anrufen? Gemeint ist ja: «Ich» (ja, ich) «habe es *gern*, wenn Sie mich anrufen.» Oder

auch: «Gern erwarte ich Ihren Anruf.» Dann steht das «gern» auf der richtigen Seite, nämlich bei dem, der sich den Anruf wünscht.

Nun dürfen Sie gern darüber nachdenken. Und dürfen sich so lange auch gern ins Wartezimmer setzen.

Geht's gut? Alles gut? Bei einem Festakt saß schräg vor mir ein gut aussehender Mann, der von einem Ehepaar begrüßt wurde. Er erwiderte sofort: «Geht's gut?» Und ich war mir sicher: Der weiß die Namen des Paares nicht – und möglicherweise nicht einmal, ob er die Leute duzt oder siezt. Für diesen Fall ist das eine geniale Floskel! Sollte man übernehmen.

Ich hatte mal einen eher schüchternen Kollegen, der sich angewöhnt hatte, mich bei jeder Begegnung auf dem Flur mit dieser eleganten Kurzform zu begrüßen, die er sich wohl irgendwo abgesehen hatte: «Geht's gut?» Eines Tages kam ich ihm zuvor, und er antwortete, auf seine ganz liebe Art: «Ach, jetzt werde ich mit meinen eigenen Waffen geschlagen.»

Die alte Frage lautete ja: «Wie geht es Ihnen?» Auch darauf sollte man nicht ehrlich antworten, nur ein «Gut!» war erlaubt. Und da das alle wussten, ging es einigermaßen locker zu. Noch eindeutiger war die Antwort, wenn man gefragt worden war: «Geht es Ihnen gut?» Wer hätte da schon mit «Nein» geantwortet.

Aber dann kam eine andere Form auf, gleichsam die Verstärkung. Kürzer, aber höher dosiert: «Alles gut?» Ach, Leute, man sollte doch wissen, dass niemals alles gut ist. Also, warum fragt ihr? Und auch noch mit diesem eindringlichen Blick, der wahre Anteilnahme zeigen soll. Mediziner nennen so etwas wohl invasiv.

Ausrufen darf man das, als Auskunft über sich selbst. Etwa, wenn man sich gestoßen hat: «Alles gut!» Wir haben es von den Amerikanern: *It's all good*. Alles in Ordnung. Ja, als Selbstauskunft ist es in Ordnung.

Aber als Frage? Da denke ich wehmütig an das gute, fast schon neutrale «Wie geht es dir?». Denn da fragte man eigentlich nur nach der Gesundheit und dem Wohlbefinden. Ganz anders das künstliche, eindringliche «Alles gut?».

Verglichen damit hatte die alte Standardbegrüßung unter Kumpeln in ihrer ganzen Kürze doch was für sich:

Na?

Und selbst?

Danke, ebenso!

Tut ganz schön weh Wieso sagt man eigentlich «Das hat *ganz schön* wehgetan»? Ja, wirklich, was heißt hier «ganz schön»? Die Frage wurde mir vor einiger Zeit von einer Freundin meiner jüngsten Tochter gestellt. Da war ich ziemlich ratlos, aber ebenso amüsiert.

Man kann sich ja vorstellen, wie verwundert die junge Frau war, als sie begonnen hatte, über die Wendung nachzudenken. «Ganz schön weh getan», das klingt nach dem glücklichen Seufzer eines Masochisten. Ich begann nun meinerseits zu grübeln, da ich nirgends einen Hinweis auf den Ursprung dieser Redewendung fand.

Beim Suchen kommt man schnell darauf, dass «ganz schön» eine gewisse Selbständigkeit gewonnen hat und mit «schön» offenbar nur noch wenig zu tun hat. In dieser Paarung verliert «schön» seinen Sinn, es dient anscheinend nur der Verstärkung des vorausgehenden «ganz», im Sinne von «besonders». So sagt

man: «Die Antwort ist ganz schön schwierig.» Ebenso: «Da habe ich mir ganz schön viel aufgeladen.» Oder anerkennend: «Das war ganz schön mutig von ihr.»

Wie es zu der Bedeutungsverschiebung gekommen ist, wird so leicht wohl niemand herausfinden. Doch hat mich die Frage ganz schön weitergebracht, wenn ich mit ihr auch zunächst meine «liebe Not» hatte.

Das allerdings ist schon wieder solch eine Fußangel. Wie kann eine Not einem lieb sein? Diese Frage übergehe ich schnell mit der Entschuldigung, dass die Rede von der «lieben Not» doch schon allzu sehr verschwunden und versunken ist.

Um etwas zu steigern, griff man früher auch gern zu anderen starken Mitteln: «Sie ist furchtbar nett, wir lieben uns schrecklich, und ich habe mich unheimlich gefreut, sie wiederzusehen.» Klingt wie aus einem Horrorfilm.

Ja, so sagte man früher, damals, als die Liebe auch schon ganz schön wehtat.

Häme ausgekübelt Journalisten lieben es, ihre abwertenden Gefühle mit unschönen Verben auszudrücken: «*Verschließen* die Fahnder den richtigen Zeitpunkt für den Zugriff?» Nein, sie *verpassten* ihn nur. Angeblich «*hinkt* der Vorstand der Entwicklung hinterher». Warum *läuft* er ihr nicht einfach hinterher? Man kann auch von «hinterherhecheln» oder «hinterherhumpeln» lesen.

Ein bisschen werden wir wohl doch manipuliert. «Alte Frauen, die ständig in die Kirche *rennen*.» Oder Demonstranten werden mit Bussen «herangekarrt». Auch sollen übereifrige Eltern ihre Kinder zur Geigenstunde «kutschieren» und sie ins Museum «schleppen».

Erst recht kann man sich auf diese Weise wohlfeil gegen Diktaturen echauffieren. Da werden Unschuldige vor einen Richter «*geschleift*» – offen gestanden, ich würde es gern sachlicher lesen. Oppositionelle werden «in den Kerker *geworfen*» oder wenigstens ins Gefängnis «*gesteckt*». Wer so schreibt, meint wohl, für eine gute Sache dürfe man in dieser Weise die Sprache strapazieren. «Mittlerweile hat die türkische Regierung auch den Gülen-Leuten Steuerprüfer *auf den Hals gehetzt*.» So, da hat man es den Häschern aber mal ordentlich gegeben.

Ebenfalls gefragt wurde: «Ist es schlau, das Gesetz jetzt vors Verfassungsgericht zu *zerren*?» Verachtung überall: Die Parteien «basteln» an Lösungen, und seit Monaten wird an Kompromissen «gewerkelt». Heraus kommt ein eilig «gestricktes» Gesetz, und das wird dann «durch den Bundestag *gepeitscht*».

Es gibt im Deutschen leider viele abwertende Verben: «zurechtzimmern», «verscherbeln», «zuschustern», «ins Haus flattern», «auf den Markt werfen» ... Und einer beklagte «die Häme», die über einen offenbar Unschuldigen «in manchen Talkshows *ausgekübelt* wurde».

Ähnlich parteiisch können aber auch Fachleute reden. Ein Sachverständiger wollte es entschuldigen, dass er nur ein knappes Gutachten vorgelegt hatte, und sagte: «Wir Wissenschaftler können den Parlamenten schlecht zehntausend Seiten auf den Tisch *knallen*.» Gewiss. Und ein Wissenschaftler wollte Mitgefühl wecken mit Frauen, «die täglich im Supermarkt an der Kasse *stehen*».

Soviel ich weiß, dürfen sie doch wenigstens sitzen.

Tiere bitte nicht diskriminieren Immer öfter wird jetzt gesagt und geschrieben, ein Tier habe etwas «gegessen» statt «gefressen».

So hieß das einmal, daran muss man jetzt wohl erinnern. Oder ein weibliches Tier sei «schwanger» statt «trächtig». Ein Hund ist «gestorben», nicht «verendet». Man soll die Tiere eben gut behandeln, alles andere wäre Diskriminierung. Und vor allem – man hat echt Angst vor einem falschen Wort.

In einem Aufsatz über Hunde als die besten Menschenversther wurde berichtet, wie in wissenschaftlichen Versuchen das Gesicht der Tiere, vor allem die Bewegung der Brauen, mit Kameras festgehalten wurde. Und da fiel wirklich der Ausdruck, es gehe «um jede Regung im Hundeanltitz».

Die Entwicklung, wenn es denn eine ist, verläuft auch andersherum. Bald darauf erwähnte ein Auslandskorrespondent, der aus den USA berichtet, dass Babys «gesäugt» werden. Früher sagte man «gestillt»: Wohl ein Versehen – oder eben neue Zeiten für Mensch und Tier.

Die Stadt Hannover wollte eine Kolonie von Bibern an dem Fluss Leine unterstützen. Damit die Biber aber nicht einfach tun können, was sie wollen, beschloss die Stadt, ein «Bibermanagement» einzuführen. In der lokalen Berichterstattung stand: «Es geht darum, die *Siedlungspolitik* der Tiere so zu steuern, dass es nicht zu Konflikten mit dem Menschen kommt.»

Der bewundernswerte Biber betreibt also – Siedlungspolitik.

Mit Gänsehaut und Schockstarre Dreißig Jahre nach dem Mord an dem schwedischen Premier Olof Palme konnte man in einer Zeitung lesen: «Der Mord versetzt das Land bis heute in Schockstarre.» Wirklich?

Angekündigt werden spannende Filme und Ereignisse gern mit: «Gänsehaut garantiert». Darunter geht es kaum noch. Oder wenigstens: «Mit Gänsehautfaktor». Für mich liegt darin die

Übertreibung, ja die Unwahrheit von heute. Ich jedenfalls kenne keine Gänsehaut. Und wenn ich so etwas lese, gerate ich in Schnappatmung ... Nein, nicht ganz. Es macht mich fassungslos ... Auch nicht, obwohl diese Worte oft in Leserbriefen auftauchen. Sind ja auch nicht schlecht.

Der Ölstaat Irak wurde, nachdem er lange daniederlag, vom *Spiegel* in einer Überschrift als «Super-Gigant» bezeichnet. Im Text des Artikels erfuhr man dann, dass besonders große, ergiebige Ölfelder, wie sie sich im Irak finden, als «Super-Giganten» bezeichnet werden, offenbar international und seit langem. Normale Giganten gibt es anscheinend schon allzu viele. Auch der «Super-GAU» musste erfunden werden, dabei bedeutet GAU doch schon «Größter anzunehmender Unfall».

Wer nicht übertreibt, fürchtet wohl, nicht mehr gehört zu werden. Wir haben «alle Zeit der Welt», lautet seit etwa 2000 eine stehende Wendung. Man spürt die Übertreibung schon gar nicht mehr. Und sie breitet sich aus. «Du hast alle Unterstützung der Welt.» Alle! Der Welt! Da wollte ein Kolumnist nicht zurückbleiben: «Ich drücke für die Jurysitzung *alle* Daumen!» Ja, wie viele hat der denn? Aber er wurde von einem Fußballmanager, der sich um einen verletzten Spieler sorgte, locker überboten: «Ich drücke ihm alle Daumen dieser Welt.» O, das sind wirklich viele.

Manches Wort haben wir aus den USA: «Das Internet wird von Abbildungen geradezu *gefutet*.» Nicht schlecht. Und über einen deutschen Spitzenpolitiker schrieb ein Journalist: «Wer ihm widerspricht, wird mit Beleidigungen *geduscht*.» Wirklich? Doch das hatte was. Vor allem bei diesem Politiker.

Noch mehr liebe ich es aber, wenn ein Ausdruck mal gar nicht übertrieben ist: «In keiner Weise.» So lautete die Antwort eines jungen Professors im Interview, obwohl doch «in keinster Weise»

inzwischen üblich ist. «Die Reform ist überflüssig», sagte eine Politikerin. Nicht «völlig» oder «total» überflüssig, einfach nur: überflüssig.

Zum Schluss noch eine weitere Wohltat. Als solche empfand ich es, als ich über das Silicon Valley las, dort sei man «dem Rest der Welt längst um drei Schritte enteilt».

Restsonntag An einem frühen Sonntagabend verabschiedete sich die bekannteste Moderatorin des ZDF und sagte, sie wünsche den Zuschauenden noch «einen schönen Restsonntag». Das Wort ist nicht gerade lieblich und angenehm, finde ich. Es wirkt wie Amtsdeutsch. «Einen schönen restlichen Sonntag» ginge noch. Aber «Rest» oder «restlich», das klingt immer nach Abfall. Und ganz bestimmt erinnert eine Zusammensetzung wie «Restsonntag» an die Resterampe. Hätte die Moderatorin gesagt, sie wünsche uns noch «einen schönen Sonntagabend», so wäre das wohl das Beste gewesen. Doch Zusammensetzungen (Komposita) sind uns so lieb geworden, dass sie uns zuerst auf die Zunge kommen.

So wurden schon längst die freie Zeit zur «Freizeit» und die Erholung in der Nähe zur «Naherholung». Ebenso wurde, wenn man sich ein paar schöne Ferientage gönnen möchte, diese Wonne zum «Kurzurlaub». Schon vor Jahrzehnten wehrte sich der Sprachkritiker Karl Korn gegen das Wort «Kleinkind». Und ich springe ihm bei. Es wirkt wie ein kleines Kind, das man handlich verpackt hat.

In einer Rundmail, die an einem Donnerstag ankam, las ich, man wünsche allen Empfängern «noch eine schöne Restwoche». Demnächst verabschiedet sich wohl jemand von mir mit den Worten: «Bitte grüßen Sie Ihre Restfamilie!»

Das allgemeine Du Als ich mich vor Jahren in das Basement eines Bekleidungshauses verirrt hatte, merkte ich, wo ich gelandet war, als mich der Verkäufer fragte: «Kann ich *dir* weiterhelfen?» Das nahm ich älterer Mann als Schmeichelei, traute mich aber nicht, ihn von mir aus zu duzen.

Heute ist in fast allen Ketten mit Billigklamotten das Du dem Personal vorgeschrieben, ebenso extrem bei Puma oder bei Starbucks, etwa wenn der bestellte Kaffee ausgerufen wird mit: «Alexandra, dein Cappuccino!» Die gebeugte, weißhaarige Alexandra nimmt's gelassen hin.

Ein Mann von Mitte vierzig, in meinen Augen jugendlich, sehr sportlich, besuchte mit seiner Frau einen Tanzkurs, in dem er von viel Jüngeren gesiezt wurde. Er musste um ein Du bitten und fühlte sich etwas ausgegrenzt. Eindeutig ist die Sache nirgends. Ist man auf einer Party, gar einem Familienfest, und sei es nur als ein mitgebrachter Außenseiter, so lässt man sein brettsteifes Sie am besten im Hals stecken. Verbrüderung ist angesagt (Entschuldigung: Vergeschwisterung), und alle sind vergnügt. Bei einer Party stellen sich selbst ältere Leute meist nur noch mit Vornamen vor und werden vom Gastgeber auch so eingeführt.

Bei Ikea schwankt es noch. Schriftlich gibt es ja nur das Du, damit man auch merkt, dass man in Schweden ist. Doch beim Mündlichen fällt auf, dass man trotz allem noch im alten Deutschland ist, denn die Verkäufer und Berater lassen sich sehr gern mit Sie ansprechen.

Und wie ist es am Arbeitsplatz? Arbeiter haben sich ja schon immer geduzt und haben dabei den Vorarbeiter manchmal mit einem «Sie» ausgeschlossen, um ihn zu ärgern. Christoph Bartmann, Autor eines Buches über das moderne Büro, meint, auf dem «Sie» zu bestehen sei out. «Wenn man heute das Du

verweigert, gilt man ja fast als Soziopath oder zumindest als Problemfall.»

Könnte am Ende der Entwicklung das allgemeine Du stehen, wie in Schweden und natürlich in den englischsprachigen Ländern? Fachleute bezweifeln es und sehen das Du in den Läden als bloßes Geschäftsmodell, als aufgesetzte Masche. Tatsächlich sollen schon Jugendliche – ausgerechnet in Berlin-Kreuzberg – gesichtet worden sein, die ein distanzreiches «Sie» cool fanden.

Auch im Internet schwankt der Gebrauch, etwa wenn man bei Microsoft oder Apple auf den Button «Hilfe» getippt hat. Da heißt es dann abwechselnd «Wähle ...» oder «Markieren Sie ...». Doch einmal geriet ich an eine Website, die recht genau zu unterscheiden wusste: «Wir haben Dir diese E-Mail geschickt, um Dir zu erlauben, unser Programm weiter zu nutzen. Solltest Du zukünftig keine derartigen E-Mails wünschen, klicken Sie hier.»

Er besitzt große Schulden Die alte Schulmeisterweisheit, man solle sich nicht schlicht oder gar primitiv ausdrücken, scheint noch lebendig. Ein Hilfsverb wie «haben» ist dann schnell verpönt. Und was sagt man stattdessen?

«Deutschland *besitzt* Spieler wie Gomez und Klose ...» Ja, seit wann sind die denn in deutschem Besitz? Und was besitzen beide (außer viel Talent und Geld)? «Beide besitzen das Pech, dass der Bundestrainer nur Platz für einen hat.» Man kann offenbar vieles besitzen, wenn es darum geht, das arme Wörtlein «haben» durch etwas Hübscheres zu ersetzen.

«Die Itzehoer Versicherungen besitzen 553 690 Mitglieder.» Inzwischen werden es etwas mehr sein, doch egal, so stand es mal zu lesen. Was für ein Besitz! Gern auch bei Wikipedia: «Hoodys

besitzen häufig auch eine tunnelartige Bauchtasche (Kängurutasche).» Und aus derselben Quelle: «Ein Lehnwort, das im Deutschen eine engere Bedeutungsspanne besitzt als im englischen Sprachraum.» Es soll die gehobene Art sein. «Sie besitzt ein zartes Lächeln» – meinetwegen.

Aber der angebliche Besitz kann noch unpassender angewendet werden. Großbritannien «besitzt das höchste Haushaltsdefizit aller EU-Staaten». «Er besitzt große Schulden.» Unter den etablierten Sprüchen ist dieser hier ja schon ein Klassiker: «Das Einzige, was ich besitze, sind Schulden.» Ein Sportredakteur stand da kaum zurück: «Der Stürmer besaß erneut große Probleme mit der Ballannahme.»

Doch damit Sie nicht denken, hochgestochen gehe nur mit «besitzen»: Es geht auch mit anderen Verben. Denn der Rat von Schulmeistern, die allzu schlichten Hilfsverben zu vermeiden, gilt allgemein. «Das *stellt* eine Bedrohung *dar*», kann man etwa hören – statt einfach «ist». Oder auch: «Draußen *herrschte* eine herrliche Sommernacht.» Das habe ich aus dem Roman eines Filmschauspielers, der sich auffällig um eine gehobene Sprache bemüht hat. «Verursachen» statt «machen» reicht ebenfalls für die angestrebte Vornehmheit: «Schweinsteiger verursachte zu viele Fehler.»

Aus einem Polizeibericht stammt dieser Satz: «Gestern *vermochten* zwei bislang unbescholtene 18-Jährige festgenommen zu werden.» Man sieht sie richtig vor sich, wie sie sich um die Festnahme bemüht haben. Und sie vermochten es, sie hatten Erfolg! Hätte man das einfache Wort «konnten» verwendet, nichts hätte schiefgehen können: «Sie konnten festgenommen werden.»

Die Farben können abweichen «Russland provoziert mit Militärlübungen.» Bei diesem Verb vermissen wir kein Objekt mehr, man muss nicht nennen, «wen» Russland provoziert. Doch das erstaunt. (Wen? Jedenfalls mich.)

Noch ein bisschen mehr stolpere ich über «Die Bestimmungen wurden 2012 angepasst». Woran wohl? Oder: «Die Farben können abweichen.» Wovon denn? Stört das niemanden mehr? Vielleicht, aber das sollte nicht daran hindern, darüber nachzudenken. Jetzt schreibe ich auch schon so. Doch wie gesagt, diese Beispiele rechne ich zum schon Gewohnten. Auch die folgenden:

«Der Minister empfängt im Wirtschaftsministerium im Pariser Stadtteil Bercy ...» Ok, wir ahnen es, den Reporter. «Die Bank soll bei ihren Geschäften betrogen und hintergangen haben.» Die Kunden, alle? Irgendwie wohl schon. «Die Bundeswehr will unterstützen.» Irgendwas offenbar.

Immer mehr Verben brauchen kein Objekt mehr. «Löw testet gegen Albanien.» Keine weiteren Fragen. Und über den damaligen Kanzler Kurz hieß es: «Er hört zu und gibt das Gefühl, wichtig zu sein.» Anscheinend jedem. Alles längst normal.

Ganz ungefährlich ist das Weglassen aber auch nicht immer. Sehr bekannt sind Beispiele wie diese Aufforderung zum gemeinsamen Tun: «Müll sammeln und gemeinsam kochen.» Gegangen wäre «gemeinsam *etwas* kochen». Ja, die Missverständnisse ergeben sich leicht: «Gefängnisdirektor Thomas M. ist vorübergehend entbunden worden.» Man erkennt, dass es ohne Objekt schwierig werden kann.

«Innerhalb von zwei Wochen sollen die Anträge bearbeitet und danach sofort abgeschoben werden.» In einer Regionalzeitung schließlich schrieb ein Journalist: «Rentnerin abgelenkt und dann geklaut.» Es war wohl die Handtasche.

II. Wörtlich betäubt

Dank dem Unwetter, das dafür sorgte ... «Das sind Verbindlichkeiten, die wir meinem Vorgänger zu verdanken haben.» So sprach der neue Schatzmeister des Vereins. Und niemandem wird etwas aufgefallen sein. Verdanken? Ja, so spricht und schreibt man heute. Dankbarkeit scheint weiter verbreitet, als man ahnte. «Die vielen Hurrikans sind dem Klimawandel zu verdanken.» Oder wir bekommen zu hören: «Sie verdankt die Querschnittslähmung einem Unfall.»

In der Presse sind so viele Beispiele zu finden, dass ich Seiten damit füllen könnte: «Dank den vielen Regenfällen droht jetzt Hochwasser.» «Dank der Rezession sinkt die Produktivität» ... Genug davon.

Höhere Mächte, denen wir sonst nicht danken, scheinen außerdem für uns zu sorgen – oder doch wenigstens für Unheil. Sorgen? Ja, wirklich. «Hurrikan sorgt für Opfer.» Man kann, einmal auf die Formulierung aufmerksam geworden, geradezu sehen, wie der Hurrikan sich um die Opfer kümmert. «Streiks sorgen für Behinderungen.» Früher «sorgte» man für Essen und für eine Unterkunft, für Freude und Stimmung. Heute sorgen Streiks – für Behinderungen.

Der Sprachkennner Bodo Bleinagel ist der Sache nachgegangen und hat herausgefunden, dass der neue Gebrauch ungefähr 1997 aufkam, als es zum Beispiel in der *Zeit* hieß: «Viren sor-

gen für innere Blutungen.» Sehr fürsorglich. Seitdem ist uns das vertraut, und wir lesen: «... mächtig genug, um für Krisen zu sorgen, sind die USA allemal noch.»

Manchmal sorgt auch bei mir das neue Deutsch für Stirnrunzeln.

Wie das Fräulein abgeschafft wurde Im Jahre 1972 wurde per Rundschreiben des Bundesinnenministeriums die Abschaffung der Anrede «Fräulein» amtlich empfohlen. Das Volk hatte sich schon knapp vorher so entschieden. Diese allgemeine Verbanung des Fräuleins vollzog sich in Deutschland innerhalb weniger Monate im Sommer und Herbst 1972. Ich habe nie vorher oder nachher einen so schlagartigen Wandel des Sprachgebrauchs erlebt.

Plötzlich war das Fräulein weg. Jüngeren muss man wohl erklären, was mit dem Wort gemeint war: So nannte man alle unverheirateten Frauen. Kaum zu glauben. In Vordrucken stand zur Auswahl: «Herr/Frau/Fräulein». Im Englischen tauchte an dieser Stelle die *miss* auf.

Ziemlich fraglich war die Anrede aber schon vor 1972 gewesen. 1940 gab es einen deutschen Liebes- und Lustspielfilm über die Mathematiklehrerin Dr. Elisabeth Hansen, der *Unser Fräulein Doktor* hieß, denn damals empfand man die Kombination von «Fräulein» und «Doktor» zugleich als passend und als lustig. Es gab auch promovierte Frauen, die auf dem «Fräulein Doktor» bestanden, um nicht mit denjenigen verwechselt zu werden, die lediglich einen Doktor geheiratet und dadurch Anspruch auf die «Frau Doktor» hatten.

Seit etwa 1960 wurde es jedoch üblich, eine unverheiratete, aber promovierte Frau als «Frau Doktor» zu bezeichnen. Man

empfand, dass ein akademischer Titel nicht zu «Fräulein» passte. Auch wer ein Amt hatte, wurde «Frau Stadtverordnete Schulze» oder «Frau Amtsgerichtsrätin Schmidt» genannt. Das Gleiche galt für Ministerinnen: Elisabeth Schwarzhaupt war unverheiratet, hieß aber, als sie 1961 Bundesgesundheitsministerin wurde, Frau Ministerin Schwarzhaupt. Dass «Fräulein Ministerin» keinesfalls ging, leuchtet ja auch ein.

Dann kam der radikale Wandel, mit dem das Fräulein vollkommen verschwand. Es ging so schnell, weil sich alle an den Kopf fassten und dachten: Wie konnten wir nur bis jetzt daran festhalten? Die Abschaffung war das Aufregerthema im Sommerloch 1972, und alle waren sich nach den 68er-Unruhen endlich mal in einer gesellschaftspolitischen Frage einig, von links bis rechts.

Die Initiative ging in Betrieben oft vom Personalrat aus. Die Kollegenschaft und die Personalabteilung wurden gebeten, auf das Wort «Fräulein» zu verzichten. Zu Anfang fiel es so manchem noch schwer, einen weiblichen Lehrling «Frau Müller» zu nennen. Aber man gewöhnte sich schnell daran. Manche älteren Damen bestanden tapfer auf dem vertrauten «Fräulein», bis auch sie aufgaben – oder in Rente gingen.

Bürger*innenmeister*innen Mein erstes Missverständnis mit der neuen Schreibweise hatte ich vor einem Plakat in Dresden, da stand: «Die Schauspieler*innen des Staatsschauspiels laden ein ...» Und ich dachte wirklich, es wären die Schauspielerinnen. Weit gefehlt. Vielleicht war es ja Wunschdenken, oder ich habe das Plakat aus einer ungünstigen Perspektive gesehen.

Gelten nun allein die weiblichen Formen? Sie treten jedenfalls hervor. Und eigentlich – eigentlich fände ich es ja gerecht, wenn

in der deutschen Sprache nach einem Jahrtausend mal die weiblichen Formen als die allgemeinen verwendet würden. Nun ist wenigstens das Gendersternchen da. Das Wort ist zwar noch so neu, dass meine Schreibkorrektur es beanstandet, aber es kommt.

Längst schreiben manche von «Politiker*innen aller Fraktionen». Und man versteht. Das Sternchen zaubert und erlaubt es, mit einem einzigen Wort beide Geschlechter zu meinen – und dabei sogar die weiblichen Formen zu bevorzugen.

Für einen Augenblick schien es im Sommer 2018 sogar so, als hätte der maßgebliche *Rat für Rechtschreibung* diese Schreibweise schon gebilligt oder gar vorgeschrieben. Aber der Vorsitzende Joseph Lange erklärte gleich, noch sei die Entscheidung nicht gefallen. Der Rat prüfe eben immer nur, was in der Sprache üblich geworden sei, um dann dieses Übliche zu billigen. Doch sei das Gendersternchen noch nicht allgemein verbreitet.

Lange erwähnte auch die andere Möglichkeit, nämlich statt einem Sternchen einen Schrägstrich zu setzen, also «Bürger/innen» zu schreiben. Was sich durchsetze, sei noch offen. Ebenso nannte er, was gegen beides spreche, nämlich dass man mündlich nicht deutlich machen könne, was gemeint sei. Worte wie «Bürger*innen» und «Bürger/innen» klangen, wenn man sie ausspricht, leicht so, als seien nur die Frauen gemeint.

Immerhin ist den Feminist*innen, wenn schon kein Stern, so doch ein Sternchen aufgegangen. Viele Deutsche werden nun hoffen: die einen, dass dies Sternchen an ihnen vorübergehen möge, die anderen werden hoffnungsvoll auf die Neuerung dringen und wenden sie schon mit Genuss an.

Nur *ein* Problem habe ich noch nicht erörtert gesehen. Müsste eine Bürgermeisterin sich nicht so schreiben: «Bürger*innenmeisterin»? Sie ist doch auch für die Bürgerinnen zuständig! Das jedenfalls wäre mein Rat an alle Bürger*innenmeister*innen.

Welten, ein Paralleluniversum Laurence Douglas Fink sei, so las ich, «der mächtigste Mann der Wall Street». Nur der Wall Street? Man kann auch sagen: Mit der Firma *BlackRock* hat er das größte Finanzimperium der Welt geschaffen. Umso mehr war ich verwundert und angetan, als es in einer Zeitschrift hieß: «Laurence «Larry» Fink ist der wohl einflussreichste Geldmanager *der Erde*.» Ja, der Erde, das klingt für mich bescheidener, obwohl man die Worte «Welt» und «Erde» auch synonym verwenden kann.

Es gibt also noch Größenangaben mit Augenmaß. Als der Zweite Senat des Bundesverfassungsgerichts einmal arg zerstritten war, spöttelte jemand im Bundestag: «Beide Teile des Senats sind so weit auseinander, dass die ganze Bundesrepublik Deutschland dazwischenpasst.» So was mag ich. Es ist zwar ebenfalls übertrieben, aber noch ganz anschaulich. Heute sagt man eher: «Dazwischen liegen Lichtjahre.» Und jeder Sportreporter schreibt: «Die beiden Mannschaften trennen Welten.»

Diese Mode hat einmal sanft angefangen: «Sie lebt in einer anderen Welt.» Das ging ja noch, weil «Welt» auch eine Bezeichnung für das eigene Reich, die eigene Umwelt sein kann. Ein verträumter Mensch in seiner eigenen Welt. Aber das genügte bald nicht mehr.

«Er lebt in einer eigenen Galaxie» ist schon ein Stück größer. Und bald musste es das eigene Universum sein, der eigene Kosmos. «Sie ist in einem anderen Kosmos unterwegs.» Eine ähnliche Entwicklung hatten wir ja auch bei den Schönheitswahlen: *Miss Germany*, *Miss World*, *Miss Universum*. Ich kann mich noch erinnern, wie ich eine Französin im Fernsehen sagen hörte, der Louvre sei «das größte Museum des Universums». Das hat ihr wohl gutgetan.

Doch es geht auch bescheidener. Ein Amerikakorrespondent:

«Die verschiedenen Lager leben in parallelen Wirklichkeiten.»
Prima.

Die Astrophysiker, die vor Jahren das Multiversum erdacht haben, wollten auch unsere Sprache bereichern, nehme ich an. Jedenfalls haben sie es getan. Nach dem Brexit-Referendum konnte man etwa über Großbritannien lesen: «Es wirkt, als hätten sich große Teile der Regierung in einem *Paralleluniversum* eingerichtet.» Mehr geht nicht – und weniger darf es jetzt auch nicht mehr sein.

Ein hoch geschätzter Literaturkritiker wagte sich ebenfalls in diese Dimensionen vor, als er die beiden – zugegeben, sehr verschiedenen – Schriftsteller Daniel Kehlmann und Clemens Meyer miteinander verglich. Das seien Typen, die nicht nur «zwei einander sehr ferne Pole in der ... Dichterlandschaft besetzen, sondern auch literarisch auf verschiedenen Planeten arbeiten. Ihre neuen Bücher spielen möglicherweise sogar in unterschiedlichen *Galaxien*.»

Erstaunlich. In beiden spricht man offenbar Deutsch.

Mehr Informationen zu [diesem](#) und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de